

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

## **Oldenburg im neunzehnten Jahrhundert**

Von 1800 - 1848

**Pleitner, Emil**

**Oldenburg, 1899**

9. Das oldenburger Land um die Mitte der 40er Jahre.

**urn:nbn:de:gbv:45:1-3899**

auf die Nachricht von der Erkrankung der Königin aus Venedig herbeigeeilt war, fand seine vielgeprüfte Schwester nicht mehr am Leben. Die Beisetzung der sterblichen Hülle der Verstorbenen erfolgte in der Theatinerkirche zu München, an der Seite ihres Gemahls.

Fern von ihrer alten Heimat, fern von ihrem Königsreiche hat sie die letzte Ruhe gefunden. Oldenburg aber wird sie nicht vergessen. Nach den Worten des Großherzogs hat sie „ihre Liebe für Heimat und Vaterstadt stets auf treueste bewahrt und diesen Gefühlen auch noch in ihrem letzten Willen durch einen innigen Segenswunsch Ausdruck gegeben.“

Auch die Griechen haben im Laufe wechselvoller Jahre einsehen gelernt, was sie an dem Könige Otto und seiner Gemahlin gehabt haben.

Ein schönes Denkmal, dauernder als Stein und Erz, hat Emanuel Geibel der griechischen Königin aus dem oldenburgischen Stamme gesetzt, jenes kunstvolle Sonett „An Hermann Krejschmar, den Maler“:

Es nahmt und flieht die wechselnden Gestalten,  
Und was wir kaum im Herzen lieb gewannen,  
Die Ferne führt es neidisch uns von dannen,  
Im Lauf der Stunden muß es rasch veralten.

Da greift der Künstler in des Schicksals Walten,  
Ein Zaubrer, weiß er Raum und Zeit zu bannen,  
Er weiß den Augenblick, den wir umspannen,  
In lichten Farben selig festzuhalten.

So hast du nun mit schöpferischem Gemüte  
Die schönste Ros' auf Helles schönen Auen  
Dahingebannt in ewger Jugendblüte,

Und staunend wird es noch der Enkel schauen,  
Dies Angesicht voll Majestät und Güte,  
Die Königin der Griechen und der Frauen.

### 9. Das oldenburger Land um die Mitte der 40er Jahre.

In den 20er Jahren und in der ersten Hälfte der 30er Jahre war das oldenburger Land „draußen im Reich“ noch wenig bekannt. Als Dr. Goldschmidt in der Mitte der 20er Jahre in einer großen Stadt bei einem Geheimrate zum Besuch weilte, stellte es sich heraus, daß weder der



Nat noch die Rätin über die Lage des oldenburger Landes unterrichtet waren. Es bedurfte des Hinweises auf die Berliner Zeitungen, in denen große oldenburger Döhlen angeboten wurden, um ihrem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen. Lambrecht machte noch in den 30er Jahren in den Rheinlanden die Erfahrung, daß keinem, der darum gefragt wurde, das oldenburger Land bekannt war. Das wurde anders, je mehr sich das Jahrhundert seiner Mitte näherte. Der hannoversch-oldenburgische Zollverband, die Hochzeit des Königs von Griechenland, die Zusammenziehung des X. Armeekorps lenkten die Aufmerksamkeit auch auf das kleine Land an der Nordsee. Dazu kam, daß die oldenburger Litteraten und Dichter über zahlreiche Verbindungen und Beziehungen verfügten und dadurch die Aufmerksamkeit auch des übrigen Deutschland auf die oldenburgische Litteratur und das oldenburgische Theater lenkten. Endlich trug die Ausnahmestellung Oldenburgs in Bezug auf die Verfassung dazu bei, dem Lande eine dauernde Beachtung aller gebildeten Kreise Deutschlands zu sichern.

In den litterarischen Kreisen Deutschlands sprach man sich über das künstlerische Leben Oldenburgs anerkennend aus. Nur Bremen machte eine Ausnahme. Ein gewisser Reid der alten Hansestadt dem kleinen Oldenburg gegenüber ist wohl nicht zu leugnen. Der Gegensatz aber wurde noch verschärft durch einige heftige Angriffe Stahrs und Kobbes, die sich in einen theologischen Streit der Bremer Geistlichen mischten und für einen freisinnigen Geistlichen, der von seinen strenggläubigen Kollegen angegriffen worden war, Partei ergriffen. In Bremen sah man dies — und wohl mit Recht — als eine Einmischung in einen häuslichen Streit an, und eine deutliche Antwort blieb nicht aus. Stahr sowohl als Kobbe werden in den Streitschriften mit Spott und Hohn bedeckt. Der erstere „steht vor uns zierlich angezogen, in der einen Hand ein weißes Taschentuch, im Angesicht den interessanten, geistreichen Weltschmerz, in den Seemuscheln seiner Augen ein paar Perlen“. Unbarmherzig wird auf die kleinen Schwächen Kobbes hingewiesen, der „sich selbst Humorist nennt, ganz in der Weise, wie französische Tanzmeister sich Professoren



nennen. Von je und je ist er ein ganz amüsanter Harlekin gewesen, was ja auch in dieser Welt voll Tragödien ein Verdienst ist, obgleich kein beneidenswertes. So erscheint er denn auch hier in der Harlekinsjacke, mit dem hölzernen Harlekinschwert, das nie eine Beleidigung ungerächt ließ, mit einem pappdeckeln Mühlstein um den Hals, statt der weißen Halskrause, und mit dergleichen Feuerflammen auf seinem Haupte, statt der spizen Mütze, stößt in die Trompete, wiederholt seine bekannten Possen, verkündigt eine erschütternde Darstellung des allerneuesten Rehergerichts, hält dann die gebräuchliche Sammlung zur Beihilfe in den Bedrängnissen seines Lebens und empfiehlt sich mit großer Heiterkeit zc.“ Mit beißendem Spotte wird auf das kirchliche Leben der Stadt Oldenburg hingewiesen: „Die Religion ist so recht ihr Gebiet, wo sie zu Hause sind, ihre Force, womit sie etwas leisten, ihr Reichthum, von dem sie mit vollen Händen austheilen können, ohne arm zu werden. Auf diese Fülle religiösen Lebens weist schon das Aeußere der Stadt hin, deren Kirche ohne Turm, deren Turm ohne Kirche und deren Kapelle mit einer Inschrift versehen ist, die aus der Zeit vor Christi Geburt stammt, aus dem hellen, lichten, klaren, klassischen Heidentum zc.“ Eine solche derbe Abfertigung der „Oldenburger Freunde, die auf den Höhen der Zeit stehen, über den Wolken, und in alle Tiefen schauen, in deren Gesichtskreis die Sonne nicht untergeht“, mußte natürlich Aufsehen erregen.

Verfolgt man das allmähliche Eindringen der liberalen Ideen in Oldenburg, so wird man bald inne, daß die große Masse des Volkes sich abwartend, wenn nicht gar ablehnend verhielt. Die Träger des Liberalismus waren die studierten Kreise, die auf den Universitäten die Ideen der Zeit kennen gelernt hatten, aus dem Verkehr und der Litteratur stets neue Nahrung zogen und durch die traurigen Verhältnisse des deutschen Bundes, dieser jämmerlichsten aller Staatsformen, die man jemals einem hochstehenden Volke aufgezwungen hat, mit neuer Sehnsucht erfüllt wurden. Ihnen schlossen sich die Grundbesitzer aus der Marsch und der Volksschullehrerstand an. Die Bewohner der Marsch hatten die alten friesischen Freiheiten nicht vergessen, zudem erhofften sie von einer Wendung



der Dinge manche Erleichterung. Was den Lehrerstand anbelangt, so muß nachdrücklich hervorgehoben werden, daß Paul Friedrich August viel für denselben gethan hatte. Der Schulbesuch war geregelt, ein Schulvorstand geschaffen, ein Bruchgesetz erlassen, und das Gehalt festgesetzt, Schulbücher eingeführt &c. Wenn man bedenkt, daß erst wenige Jahrzehnte zuvor das Seminar war begründet worden, so muß der unbefangene Beobachter zugestehen, daß dies große Fortschritte waren. Immerhin war der Unterschied zwischen der Aufgabe des Lehrers und seiner äußeren Stellung ein außerordentlich großer. War er alt geworden, so schickte man ihm einen Substituten, dessen schmales Gehalt er von seiner geringen Besoldung zu bestreiten hatte. Bei Visitationen mußte er sich von dem Generalsuperintendenten Böckel, dessen Geist und Verdienste übrigens nicht zu leugnen sind, oft eine überaus harte Behandlung gefallen lassen, und bei ungenügenden Leistungen hatte er sofortige Absetzung zu gewärtigen. Bergegenwärtigt man sich nun, daß der Liberalismus nur von einem Fortschreiten der allgemeinen Bildung den Sieg erwarten durfte, und sich deshalb dem Lehrerstande gegenüber freundlich stellen mußte, bedenkt man ferner, daß damals die ersten Lehrerkonferenzen entstanden, durch welche das Standesgefühl mächtig gehoben wurde, so kann man nicht darüber im Zweifel sein, auf wessen Seite sich die Mehrzahl der geplagten Schulmänner stellen würde.

Ein getreues Bild der Wünsche und Bestrebungen jener Tage, wie sie die besitzenden und gebildeten Kreise bewegten, geben die liberalen und demokratischen Zeitschriften der 40er Jahre. In Oldenburg herrschte thatsächlich Preßfreiheit, nur beschränkt durch die Erlasse und Verfügungen des deutschen Bundestages. Die Censur aber war eine sehr milde. Bezeichnend ist es, daß z. B. Theodor von Kobbe sein eigener Censur war. Es wurde in der Presse mit einer Rücksichtslosigkeit geurteilt und geschrieben, die unserer Zeit, mit ihren verbrieften Rechten, fremd geworden ist. Dadurch wird der Wert jener Zeitschriften für den Darsteller heimischen Lebens noch bedeutend gesteigert. Unter den Zeitschriften sind es namentlich zwei, die auf Bedeutung Anspruch machen können:



Die „Neuen Blätter für Stadt und Land“ und „Der Beobachter“.

Die „Neuen Blätter für Stadt und Land“ erscheinen seit dem Jahre 1843 im Verlage von Gerhard Stalling. Sie traten unter großem Geräusch in die Oeffentlichkeit. Eine Redaktion, die aus 5 Mitgliedern bestand (Buchholz, v. Buttell, Rüder, Stahr, v. Stapp), war für oldenburgische Verhältnisse etwas Ungewöhnliches und erweckte ungemessene Erwartungen, denen nicht entsprochen werden konnte. Immerhin muß man den „Neuen Blättern“ das Zeugnis geben, daß sie die Ideen der Zeit mit großer Klarheit und Bestimmtheit zum Ausdruck bringen und in ihrer „Kleinen Chronik“ eine sorgfältige Auswahl interessanter Tagesneuigkeiten bieten. Als ihr Programm bezeichnen die „Neuen Blätter“, ausschließlich oder doch vorzugsweise „unsere heimatlichen Interessen mit Ernst und Liebe einer freimütigen Besprechung zu unterziehen, unsere eigenen Zustände, Erfreuliches wie Unerfreuliches, uns zum Bewußtsein zu bringen und so Vorurteile und Mißstimmung zu entfernen, Gemeinsinn, Liebe zur Heimat und zum Vaterlande hervorzurufen und zu erhöhen“.

Einen ganz anderen Ton, und zwar einen solchen, wie er bis dahin in Oldenburg ungewohnt war, schlug „Der Beobachter“ an. Dies Volksblatt erschien seit dem 1. Oktober 1844 zweimal wöchentlich im Verlage von Gerhard Stalling; der Redakteur wurde nicht genannt, und man erschöpfte sich in Vermutungen, wer „der Beobachter“ sei. Lange war man des Glaubens, ein Angestellter der Stallingschen Druckerei schwinde so unheimlich die Geißel des Spottes und der Satire. Seit Mitte 1848 zeichnete Wilhelm Calberla mehrere Jahre als Herausgeber des „Beobachters“. (Wilhelm Calberla, geboren 28. Februar 1805 zu Nordgermersleben, gestorben zu Oldenburg 4. April 1880.)

„Der Beobachter“ ist noch jetzt in allen Teilen des Herzogtums unvergessen. Er war seiner Zeit sehr gefürchtet und übte auf weite Kreise großen Einfluß aus. So verdient er eine nähere Betrachtung.

In seiner Anrede an das „liebe Publikum“ verspricht er, „das Interessanteste von dem zu sagen, was er ent-





weder selbst gehört oder gesehen habe, oder was ihm von anderen mitgeteilt worden sei“. Er behauptet, sehr viele vertraute Freunde zu haben, die gegen jedermann schweigsam, aber gegen ihn so schwachhaft wären, „wie eine Gesellschaft theetrinkender Tanten“.

Es ist ein eigenartiges Vergnügen, die einzelnen Jahrgänge des „Beobachters“ durchzublättern. Neben politischen Gedichten von Freiligrath, Dingelstedt, Hartmann und verwandten Dichtern findet man sentimentale Dichtungen, die offenbar oldenburgischen Ursprungs sind. Neben ernst gehaltenen Abhandlungen über die Fragen der Zeit, über Landstände, Schwurgerichte, Pressefreiheit, gleichmäßige Besteuerung u. bringt er humoristisch und satirisch gefärbte Nachrichten aus allen Landesteilen. „Der Beobachter“ selbst und sein Freund Malwitz überragen alle ihre Mitarbeiter durch Geist und Witz. Sie überschreiten aber nicht selten die Grenze und gehen zu direkten persönlichen Angriffen vor. Wenn man die Betrachtungen Malwitz' bei dem Tode des „Humoros“ (gemeint ist Kobbe) liest, in denen die Wirte aufgefordert werden, ein Klage lied anzustimmen, wenn man die sich stets wiederholenden spöttischen Bemerkungen über Heinrich Lambrecht und seine Schriften liest, so wird man eine solche Handlungsweise als durchaus unerfreulich bezeichnen. Daß so etwas überhaupt möglich war, ist der beste Beweis dafür, daß von einer Beschränkung der Pressefreiheit im Oldenburgischen trotz aller Verfügungen des Bundestages keine Rede sein konnte. Auch den Theaterkritiken merkt man es bisweilen an, daß es dem „Beobachter“ in erster Linie darum zu thun ist, seinen Geist und Witz leuchten zu lassen. Zahlreiche Artikel des „Beobachters“ besitzen noch jetzt ihre alte Frische und sind keineswegs im Laufe der Jahre verblaßt. Eine kleine Auswahl möge ein Bild des Blattes geben. In Osn war am Pfingsttage 1845 das neue Kaffeehaus des Herrn Köster eingeweiht, und in Scharen waren die Oldenburger hinausgeströmt. Die allgemeine Begeisterung wird vom „Beobachter“ sehr witzig verspottet: „Sind Sie gestern in Osn gewesen?“ Mit dieser beleidigenden Frage trat diesen Morgen ein Bekannter zu mir. „Herr!“ rief ich in gerechtem Zorn, „werden Sie nicht grob! Wie können



Sie sich unterstehen, eine solche Frage an mich zu thun? Sehen Sie mich an — ich, ein Oldenburger mit zwei gesunden Beinen und circa 5 gesunden Sinnen, sollte gestern nicht in Ofen gewesen sein? Fürwahr, dies Fragen kommt mir, gelinde gesagt, albern vor, sehr albern — gerade so albern, als wenn Sie fragten: Sind Sie geboren?“ — „Nun“, entgegnete er, „ich habe auch zwei gesunde Beine und wenigstens ebensoviele gesunde Sinne wie Sie, bin aber dessen ungeachtet gestern nicht in Ofen gewesen.“ — „Wie?“ rief ich höchst erstaunt, „gestern nicht in Ofen gewesen? — Und das wagen Sie so gleichgiltig, so ohne allen entschuldigenden Grund zu gestehen? — Und Sie erröten nicht bei dem Geständnisse? Und Sie sinken nicht vor Scham in die Erde?“ — Verächtlich drehte ich ihm den Rücken u.“ —

Neulich sind auch die Berichte über größere Festlichkeiten gehalten, so z. B. der Bericht über das große Mäßigkeitsfest, das am 13. Juli auf dem Donnerschweer Exerzierplaz abgehalten wurde. Daß es dem „Beobachter“ an Widersachern nicht fehlte, ist selbstverständlich. Aber mit überlegenem Hohne werden diese abgefertigt. In dem Berichte über das erwähnte Volksfest hatte der „Beobachter“ gesagt, ein Schwein, das man zum Vergnügen des Volkes habe laufen lassen, habe bei der wilden Hatz ein paar Beine gebrochen. In der nächsten Nummer berichtet der „Beobachter“ die Notiz und schildert folgendermaßen seinen Seelenzustand: „Es läßt mir nicht Ruh, es läßt mir nicht Rast! — das Gewissen foltert mich; der Schlaf, der sonst sich ungerufen auf meine Augenlider senkte, der mich 9 Stunden lang hinter einander gefesselt hielt, der mich erquickte und mir neue Kraft zu ferneren „Beobachtungen“ verlieh — ach! — er flieht mich jetzt zwar nicht — er kommt wie sonst — er zaubert wie sonst meine Glieder in schlaffe Unthätigkeit, aber er erquickt mich nicht mehr; er führt Bilder mit sich, drohende Bilder, bei deren Anblick mir der Angstschweiß ausbricht, die mich foltern bis an den hellen Morgen und dann auch wachend mich nicht verlassen. — O, dieser Zustand ist schrecklich! — unausstehlich! — Noch vor 8 Tagen lebte ich in der Unschuld Rosenzeit — kannte nicht die höllischen



Qualen eines tief verletzten Gewissens, hatte nie das Gewicht dieses strengen inneren Richters gefühlt, und jetzt — jetzt — seit acht Tagen lastet eine 5000 Centner schwere Schuld auf mir, die mich zu Boden drückt — eine Schuld, die nichts zu sühnen vermag, als vielleicht ein offenes Geständnis derselben. Ich bin bereit, es abzulegen.“ Und dann folgt die Berichtigung.

Die Kritik von litterarischen Neuerscheinungen ist bisweilen über alle Maßen boshaft. So urteilt Malwitz über eine Lambrechtsche Broschüre folgendermaßen: „Das Ding kostet 12 Grote und ist 40 Seiten lang — man kann, den Umschlag mit dazu genommen, 44 Fidibusse davon bekommen, kostet also das Stück  $\frac{1}{4}$  Grote Gold — ziemlich teuer — brennen (ich weiß es aus Erfahrung) nicht besser als andere billigere und — das ist der Humor davon.“ —

Die „Sagen und Novellen aus Oldenburgs Vorzeit“ müssen folgendes Urtheil über sich ergehen lassen: „Was soll ich nun zu diesen Sagen sagen? Soll ich sagen, daß sie mir zugesagt haben? Wenn ich das sagen wollte, so müßte ich sozusagen eine Lüge sagen, und wenn ich sagen wollte, sie hätten mir nicht zugesagt, so würde ich damit wieder zu wenig sagen. Sagen muß man aber doch über diese Sagen etwas können — freilich! — ich kann aber nur darüber sagen, daß sie wenig oder gar nichts sagen und ebenso gut und besser ungesagt geblieben wären. Ob der Verfasser eine Stilübung vor hat? — es scheint fast so.“

Die Sucht, neue Vereine zu gründen, wird wiederholt vom „Beobachter“ gar ergötlich verspottet. Unter den neuen Vereinen ist es besonders der Volksbildungsverein, dem sehr übel mitgespielt wird. Eine Sitzung desselben schildert der „Beobachter“ folgendermaßen: „Ich befand mich im Kasinoaale, mitten unter der Volksbildung. Erst wurde eine astronomische Explikation vorgenommen, die von großer Gelehrsamkeit zeugte und ihre Wirkung auf die Menge nicht verfehlte, denn man sah, wie fast alle nach und nach den Mund weit öffneten — einige meinten, zum Gähnen; ich aber glaube, um jedes Wort der gelehrten Demonstration desto eher und sicherer verschlingen zu können; mir wenigstens ging es so. Dann, als diese Ex-



plikation zu Ende war, schickte man sich an, die Fragen vorzulegen. Den Ernst des Augenblicks erkennend, herrschte eine feierliche Stille rings umher. Man mußte sich sammeln, seine Sinne bei einander haben; denn jintemalen schon ein Narr mehr fragen kann, als zehn Kluge zu beantworten imstande sind, und wenn nun gar noch ein Kluger zu fragen anfängt, wie hier, dann können zehnmal zehn Kluge sich den Kopf zerbrechen, ehe sie eine richtige Antwort finden. So ging es auch hier. — „Was ist Eiergrüße?“ — Da sitzen sie her, gucken einander an. Niemand in der ganzen Versammlung, der diese Frage zu lösen weiß. Ein schwacher Versuch, den jemand machte, lieferte kein befriedigendes Resultat. Köchinnen waren nicht zugegen, und so mußte diese wichtige Frage ungelöst bleiben. Wir werden also auch ferner Eiergrüße essen müssen, wie der Bauer Gurkensalat, und vielleicht den kommenden Geschlechtern ist es vorbehalten, diese große Frage zu lösen. Wir sind noch zu schwach dazu. Der Kuckuck hat auch Arg daraus, daß solche knifflische Fragen erfonnen werden können. „Was ist Eiergrüße?“ Mein Gott, als wenn die Antwort darauf nur so aus dem Ärmel zu schütteln wäre zc.“ —

Diese Auszüge werden einen Begriff davon geben, welcher Art die „Beobachtungen“ waren. Gleichzeitig werden sie das Aufsehen erklären, das dies gefürchtete Volksblatt machte, zumal in einer kleinen Stadt, wo die Verhältnisse des einen dem anderen nicht leicht unbekannt bleiben konnten.

Auf Grund der liberalen und demokratischen Presse Oldenburgs und der Erzeugnisse der liberalen Schriftsteller kann man leicht ein Bild von dem lebhaft erregten Geschlechte jener Tage entwerfen und gleichzeitig seine Forderungen feststellen.

Es ist selbstverständlich, daß auch in Oldenburg die Unfähigkeit und Jämmerlichkeit des deutschen Bundes stets wachsendes Unbehagen hervorrufen mußte. Die Gedichte eines Heine, Herwegh, Freiligrath, Dingelstedt zc. wurden begierig gelesen und riefen auch gelegentlich Nachahmung heimischer Kräfte hervor. Das Beckersche Rheinlied („Sie sollen ihn nicht haben zc.“) wurde begeistert



begrüßt, wenngleich es wegen seines mangelnden dichterischen Wertes manchen Angriffen ausgesetzt war. Das Vorgehen Dänemarks in Schleswig-Holstein wurde von den patriotischen Kreisen mit wachsender Erregung verfolgt. Das Lied „Schleswig-Holstein meerrumschlungen“ ging durch die oldenburgischen Zeitungen und fand großes Interesse, obgleich die Melodie erst einige Jahre später bekannt wurde.

Der „offene Brief“ des Königs Christian VIII. vom 8. Juli, der die alten schleswig-holsteinischen Verträge gröblich verletzete, rief einen Sturm der Entrüstung hervor. Im September wurde von Oldenburg aus eine Adresse an die Schleswig-Holsteiner gesandt, in welcher es hieß: „Harret aus, wackere Männer, und sollte Gewalt wider Euch versucht werden, so rechnet darauf, daß wir zu Euch stoßen werden mit allen unseren Kräften.“

Die Weiterführung des Kölner Dombaues regte zur Gründung eines Dombauvereins an. Große Schützenfeste und Sängereisen, zu denen auch Oldenburg seine Vertreter entsandte, nährten das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das auch durch die Zusammenziehung der Truppen des X. Armeekorps neue Anregung gewann. Auf den Sängereisen in Oldenburg wurde das Arndtsche Vaterlandslied mit Begeisterung aufgenommen. Wohl gab es auf seine bange Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ die Antwort: „Das ganze Deutschland soll es sein!“ Wie aber das ganze Deutschland zu gestalten sein würde, darüber war man sich noch unklar. Daß es ohne Blutvergießen nicht zu stande kommen werde, war den Einsichtigen klar. „Die verkündenden Donner einer großen Welterschütterung“ — jagte Adolf Stahr schon 1840 — „grollen dumpf am fernen Horizonte daher. Und kein sterblicher Mensch vermag vorauszusagen, wie nahe uns eine Zeit steht, wo nur festes Aneinanderschließen aller Stände des gemeinsamen Vaterlandes dem drohenden Ausbruche eines unheilswangeren Kampfes um die höchsten Güter des Lebens erfolgreich zu begegnen vermag.“

Die Forderungen, die der Liberalismus an den einzelnen Staat richtete, sind kurz und treffend zusammengefaßt in einer Rede, die der Hofrat Böckers im Jahre



1846 im „litterarisch-geselligen Verein“ hielt. Darin heißt es: „Das Ringen und Drängen nach möglichster Freiheit aller Bürger im Staate ist in Deutschland nicht zu verkennen. Sie ist bedingt durch die Beteiligung der Staatsbürger bei der Gesetzgebung, bei der Normierung des Staatshaushaltes und bei der Gemeindeverwaltung, wie durch eine starke Regierung, die sich auf die öffentliche Meinung stützt. Dessenliches und mündliches Gerichtsverfahren entwickelt und schirmt das wahre Recht. Politisches Leben kann aber nur zum Segen gedeihen, wo Rede und Schrift frei sind. Auf kirchlichem Gebiete ringt man nicht minder nach freier Verfassung.“

Eine landständische Verfassung fehlte dem oldenburger Lande nach wie vor; die Gründe dafür sind schon angegeben. Auch waren die Liberalen mit dem Maße der Selbständigkeit, daß die Landgemeindeordnung den Kirchspielsgemeinden einräumte, nicht befriedigt. Wenn der Großherzog sich trotzdem überall im Lande großer Liebe und großen Vertrauens erfreute, so ist dies ein Beweis für die außerordentliche Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit dieses Fürsten. Wie man sonst in jenen Tagen den fürstlichen Stand einschätzte, das zeigt sich an der Stellungnahme, die man Anton Günther gegenüber einnahm. Den letzten oldenburgischen Grafen unbefangen zu würdigen, das war dem Geschlechte jener Tage nicht gegeben. Man sah in ihm nur den Liebhaber der Elisabeth von Ungnad, den Vater des Grafen von Oldenburg, der seinen Sohn auf Kosten des Landes mit Ländereien und Gerechtigkeiten ausstattete. Als Professor Greverus den Vorschlag machte, „unserm edlen Anton Günther, in dem sich alle Gefühle und Interessen des Volkes vereinigen“, ein würdiges Denkmal zu setzen, fand sich niemand, der für diesen Vorschlag des Strüchhauser Pastorensohnes eingetreten wäre. Im Gegenteil, die „Neuen Blätter“ brachten einen Artikel, in welchem dem Grafen alles Verdienst abgesprochen wurde. Am Schlusse wurde der Vorschlag gemacht, lieber dem Professor Greverus ein Denkmal zu setzen. Er sei ein guter Schulmann und Poet, würde eine stattliche Figur machen und — habe von allen Oldenburgern zuerst die Eisenbahn befahren.





Der Unterschied zwischen reich und arm konnte unter den damaligen wirtschaftlichen Verhältnissen nicht so groß sein, wie es leider in der Gegenwart vielfach der Fall ist. Dagegen schlossen sich die einzelnen Stände strenger gegen einander ab, als es heute geschieht. Ein bevorrechteter Adel brauchte nicht bekämpft zu werden, da von einem solchen nicht die Rede sein konnte. Die wenigen Vertreter des Adels, die am Hofe Anstellung gefunden hatten, zudem fast alle eingewandert waren, fielen nicht ins Gewicht. Die führende Stellung im Staate hatten die Juristen. „Die Juristen werden hier zu Lande geboren, wie anderswo der Adel“, sagt der witzige und scharfsichtige Dr. Goldschmidt und charakterisiert diesen Zustand folgendermaßen: „Fragt man hier zu Lande: „Wer ist Präsident des Konsistoriums?“, so erhält man die Antwort: „Ein Jurist!“ „Wer ist Präsident des Finanzkollegiums?“ „Ein Jurist!“ „Woraus besteht das ganze Finanzkollegium? Etwa aus Leuten, die ex professo das Goldwesen ic. verstehen?“ „I bewahre! Aus Juristen!“ „Woraus besteht das ganze Kabinettsministerium? Woraus alle administrativen Behörden?“ „Aus Juristen!“ „Wer steht dem Forst- oder dem Postwesen vor? Wer dem Straßenbau, dem Deichbau, dem Medizinalwesen?“ „Ein Jurist!“ „Wer hat die höchste Leitung der Bibliothek? Wer präsidiert dem Militärkollegium?“ Immer und immer die Antwort: „Ein Jurist!“ — Ohne sein juristisches Examen gemacht zu haben, würde ein Metternich, ein Guizot, ein Peel hier zu gar nichts zu gebrauchen sein; nur allein Mosen, der kürzlich als Dramaturg hierher berufen ist, macht eine Ausnahme von der Regel; ihn hat man ohne weiteres angestellt, doch wohl nur, weil er bereits sein juristisches Staatsexamen in Sachen gemacht hat.“

Die Bauern in den Marschen klagten über ungerechte Verteilung der Deich- und Siellasten. Im Laufe der Jahre hatte man viele Ländereien deichfrei gemacht, d. h. sie von den Lasten ganz oder teilweise befreit und dadurch den alten Grundsatz verlassen: „Kein Deich ohne Land; kein Land ohne Deich.“

Zu den wirtschaftlich-Schwachen gehörten die Arbeiter



und Heuerleute in der Marsch, die in einer gedrückten Lage waren und gegen die Grundbesitzer ungebührlich zurückstanden. Ferner die Heuerleute im Münsterlande, bei denen sich die nachtheiligen Folgen der Regelung der gutsherrlichen und der Markenverhältnisse, von denen noch die Rede sein wird, geltend machten.

Von einer drückenden Armut konnte, dank der musterhaften Armenpflege im Oldenburgischen keine Rede sein. Daß man aber die Beerdigung der „Armenleichen“ möglichst billig zu gestalten suchte, das war ein politischer Fehler. Dadurch wurde Erbitterung erzeugt, und es ist charakteristisch, daß man auf die Frage nach den Errungenschaften von 1848 von seiten der Angehörigen des sogen. „Volkes“ immer die eine Antwort erhält: „Die platten Säрге der Armenleichen wurden abgeschafft.“ Ein Cirkular vom 12. Januar 1789 bestimmte in der langatmigen Weise jener Tage Folgendes: „Ein Armer kann, wenn er von der Armenanstalt begraben wird, sodaß der Armenvater oder Jurat die Beerdigung besorgt, wenn auch etwas von seinem Nachlasse übrig bleiben sollte, falls die nachbleibenden Anverwandten nicht der Erbschaft entsagen und den Sarg aus eigenen Mitteln anschaffen wollen, auf keinen ändern als einen platten Sarg Anspruch machen.“ Diese Bestimmung war noch immer in Kraft. Noch am 9. November 1836 wurde sie ergänzt durch eine Verordnung des Konjistoriums. Nachdem dies erfahren hatte, daß entgegen der Verfügung, „wonach die Armenleichen auf die möglichst wohlfeilste Art, ohne alles Gepränge beerdigt werden sollen, in manchen Kirchspielen bei Beerdigung der Armenleichen geläutet wird, so wird in höchstem Auftrage Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs alles Geläute bei Beerdigungen von Leichen, die auf Kosten der Armenlassen geschehen, für die Zukunft untersagt“.

Zu mannigfachen Erörterungen gab auch die Stellung der Juden Anlaß. Die Zahl der Juden im Herzogtum war sehr gering. Im Beginn der 40er Jahre betrug sie in runder Zahl 800. In Zeven wohnten 24 Familien, in Oldenburg 16 und in Varel 14. Sie durften jedes Gewerbe und jedes Handwerk betreiben. Das Zunftwesen schloß auch für sie die Meisterschaft, vollkommene Selbständig-



keit und Zwanglosigkeit nicht aus. Dagegen waren sie keine Staatsbürger, sondern Schutzverwandte. Bei den Kaufleuten hatte nur immer das Haupt der Familie den Schutz, der dann auf den ältesten Sohn überging. So erklärte es sich, daß der Zeversche Stadtrat ihnen keine Stimmberechtigung zuerkannte, ihnen keinen Anspruch an die städtische Armenkasse zubilligte und demzufolge auch ihre Beiträge zurückwies. In der französischen Zeit waren die Juden freie Bürger gewesen. Sie sehnten diesen Zustand natürlich aufs neue herbei und wurden darin durch die liberalen Schriftsteller, unter denen sich bekanntlich zahlreiche Juden befanden, bestärkt. In Oldenburg hatten sie an dem Landrabbiner Wechsler (seit 1841 in Oldenburg, früher in Birkenfeld) und an dem Schriftsteller Joseph Mendelssohn, der in seiner kleinen Schrift „Eine Ecke Deutschlands“ seinen Stammesgenossen ein ganzes Kapitel widmet, beredete Anwälte.

Für die Hebung von Handel und Verkehr hatte der Großherzog viel gethan. Neue Chaussees waren gebaut und weckten das Verlangen nach weiterem Ausbau des Chausseenezes. Insbesondere waren es die Butjadinger, die immer aufs neue dem Wunsche nach dem Bau einer Chaussee nach den Wesermarschen Ausdruck gaben. Die Kleinwege waren allerdings bei Regenwetter nicht zu passieren. In der Regenzeit war der Verkehr zwischen der Wesermarsch und der Residenz so gut wie aufgehoben. Noch im Beginn der 40er Jahre konnte die Aushebungscommission die Strecke von Brake nach Strohausen bei den schlechten Wegen kaum zurücklegen.

Die Freude, die man über die Vervollkommnung der Verkehrswege empfand, wurde stark gedämpft durch die Nachrichten über die neuen Eisenbahnen, die in anderen Theilen Deutschlands gebaut wurden, und denen man nichts Gleichartiges an die Seite zu stellen hatte. Hannover baute seine Eisenbahnen rund um Oldenburg herum, und die Durchführung einer Strecke durch das Herzogtum blieb ein frommer Wunsch.

Die Hauptstadt des Landes hatte unter den Wortführern der Liberalen wenig Freunde, da sie die Forderungen, die auf eine landständische Verfassung gerichtet



waren, nicht mit dem gewünschten Nachdruck unterstützte. Der Oldenburger Stadtrat lehnte es ab, den Wunsch nach baldiger Einführung von Landständen auszusprechen. „Wenn Stände auf Reduzierung oder Verlegung des Militärs dringen würden, so könnte dies die Stadt empfindlich treffen; auch befände man sich ohne Stände sehr wohl. Se. Königl. Hoheit der Großherzog wolle ja nur des Landes Bestes.“

Es ist selbstverständlich, daß dieser Beschluß von den Liberalen mit großer Entrüstung aufgenommen wurde. Er ist übrigens sehr begreiflich. Der Großherzog hatte die Stadt mit großen Neubauten geschmückt, ein Theater errichtet und der Stadt zu einer verhältnismäßig starken Garnison verholfen. Im übrigen Herzogtum hielt man die dafür aufgewandten Gelder für nicht richtig angewandt. So sah man den Ständen, die zudem der Führung der Marschbewohner anheimfallen würden, nicht ohne Mißtrauen entgegen.

Die Stadt=Oldenburger, in ihrer überwiegenden Mehrzahl, beschäftigten sich wenig mit Politik (die weiter oben charakterisierten Kreise ausgeschlossen). Die einzelnen Stände sonderten sich streng von einander ab. Nach des Tages Arbeit begab sich der ehrsame Bürger mit Pfeife und Tabak in das Wirtshaus zu einer Parthie Whombre, Whist oder Solo. Am Sonntage zog er mit seiner Familie hinaus vors Thor und besuchte eines der beliebten Kaffeehäuser, die gerade damals stark in Aufnahme kamen: Rotes Haus, Lindenhof, Ziegelhof, Jürgens in Ohmstede, Köster in Dfen u. Zeitungen wurden wenig gelesen und wurden fast nur von den Wirten gehalten. Die übrigen Abnehmer hielten gewöhnlich ein Exemplar zusammen, und so erklärt sich die humoristische Anzeige von Kobbes, er suche einen neunten Mitleser für die „Humoristischen Blätter“.

Zahlreich waren die Vereine in der kleinen Stadt. Wer die Bestrebungen des Osnabrücker Kaplans Seling, den Branntwein zu verbannen, unterstützen wollte, der schloß sich dem Mäßigkeits=Vereine an, der der Centralverein für das ganze Land war. Andere Vereine, zum Teil schon genannt, die in jener Zeit entstanden waren, sind





der Verein für den Kölner Dombau, der Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger armer Kranker, der Verein zur Besserung des Schicksals entlassener Sträflinge, der Kunstverein, der Handels- und Gewerbeverein und der Frauenverein. Hatte so der Stadt-Oldenburger das Seinige für gemeinnützige und wohlthätige Zwecke geopfert, so konnte er sich um so ungestörter den Freuden des Aneipenlebens hingeben, wozu sich überreiche Gelegenheit bot. In der Residenz und in deren nächster Umgebung waren nicht weniger als nahezu 100 Wirtshäuser aufzufinden. Die höheren Stände suchten mit Vorliebe die von Hartensche Weinstube auf, in welcher auch Theodor von Kobbe gern verkehrte und die Gäste durch den Vortrag seiner Humoresken erfreute. Eine andere Weinschenke, der Schrödersche Weinkeller, lag an der Ecke der Kleinkirchenstraße. Das Lagerbier, das in den 40er Jahren aufkam, wurde in zahlreichen, besuchten Wirtschaften verzapft. In der Mohrmannschen Bierstube verkehrten mit Vorliebe die jungen Juristen. „Die Dienste, die diese Herren dem Staate leisten, sind unbezahlbar, weshalb derselbe ihnen auch nichts dafür giebt“, bemerkt Heinrich Lambrecht gelegentlich böshaft.

Einen großen Fortschritt machte die Entwicklung der Stadt Oldenburg durch die Aufhebung der Thorsperre. Schon nach der französischen Zeit, im Jahre 1814, hatte die Regierung die Aufhebung der Thorsperre in Vorschlag gebracht. Aber die Väter der Stadt glaubten den Ausfall der Einnahme nicht verantworten zu können, ohne eine neue Steuer einzuführen. Handelte es sich doch um eine Summe von mehr als 700 Thalern. Als aber das städtische Jubiläum herannahte, da dachte der Magistrat auch wieder an die Aufhebung der leidigen Thorsperre. Auf seine Bitte verzichtete der Großherzog für den Staat auf seinen Anteil, wenn die Stadt auf den ihren verzichte. Die Stadt berief nunmehr eine allgemeine Bürgerversammlung ein, wie sie nach der Städteordnung zulässig war. Es sollte über eine neue Einnahmequelle für die Stadt beraten werden. Am 17. September 1845 fand diese erste allgemeine öffentliche Bürgerversammlung in der Reitbahn statt. Anwesend waren 370 Personen. Mit Spannung hatte man



dem Verlaufe dieser Versammlung entgegengesehen. Galt es doch, den Beweis zu bringen, daß die oldenburger Bürger „mit öffentlichen Dingen umzugehen und sich in ihnen zu bewegen wußten, und diejenigen zu widerlegen, die das Volk noch nicht reif für eine landständische Verfassung hielten.“ Die Versammlung stellte der parlamentarischen Reife der Oldenburger das beste Zeugnis aus. Die einzelnen Redner — der erste war Klempermeister Fortmann jun. — sprachen ruhig und sachlich. Längere Ausführungen wurden durch Schlußrufe unmöglich gemacht. Die Beifallsbezeugungen waren spärlich, und den Bravo-Rufen wurde bemerkt gemacht, daß man hier nicht im Theater sei. Für den Geist jener Tage ist es charakteristisch, daß man vielfach Anstoß daran nahm, daß der Vorsitzende die Redner nicht nur bei Namen nannte, sondern daß er auch ihre Titel anführte. Die Aufhebung der Sperre wurde für den 1. Januar 1846 beschlossen. Die Einführung einer neuen Steuer nach dem Fuße der Armensteuer erwies sich für die Folgezeit als unnötig.

Mit dem 1. Januar 1846 hörte die Thorsperre in Oldenburg thatsächlich auf. Das alte Jahr nahm mit Regenwetter Abschied; das hinderte aber nicht, daß sich eine größere Zahl von Sängern auf dem Markte einfand, um der Sperre eine gute Nacht zu wünschen.

\* \* \*

Gegen Ende der 40er Jahre hatte der Liberalismus an Stärke und Ausdehnung ganz außerordentlich zugenommen. Petitionen um Einführung einer landständischen Verfassung kamen jetzt nicht nur aus den Marschen, sondern auch aus den anderen Teilen des Landes. Die Birkenfelder wurden vorstellig; sogar aus dem Saterlande kam eine Petition, und auch der Stadtrat von Oldenburg bat nunmehr um Einführung einer landständischen Verfassung. Der Großherzog, der einsah, daß der zunehmenden Aufregung ein Ende gemacht werden müsse, und der sich wohl auch der Erkenntnis nicht verschlossen haben wird, daß eine Verfassung, auf die das Volk ja ein gutes Recht hatte, bei der zunehmenden Ver-



wickelung, namentlich der gewerblichen Verhältnisse, eine Nothwendigkeit war, entschloß sich nunmehr, eine Verfassung zu geben, die den Forderungen Dänemarks und Rußlands einigermaßen entsprach. Um eine solche zu entwerfen, setzte er eine Kommission ein, welcher mehrere hohe Beamte aus dem Herzogtum und den Fürstenthümern angehörten. Sie trat am 15. November 1847 zusammen. Aber als diese Männer ihre Arbeit vollendet hatten, da war das Ergebnis ihrer Bemühungen veraltet und durch die Entwicklung der Märztage des Jahres 1848 überholt.









